

VOM RINGEN DES MENSCHEN MIT GOTT

Zu Gulbrandsens Björndal-Romanen

Von Johannes B. Lotz S. J.

Zu den größten Bucherfolgen der letzten Jahre gehören die beiden Björndal-Bände des Norwegers Trygve Gulbrandsen. „Und ewig singen die Wälder“ (norwegisch zuerst 1933 erschienen) hat in seiner deutschen Übertragung bereits das 380. Tausend erreicht, während „Das Erbe von Björndal“ (norwegisch zuerst 1936 erschienen) mit seiner deutschen Ausgabe nun beim 280. Tausend steht (Verlag Langen-Müller, München).

Woher dieser erstaunliche Erfolg? Der Grund dafür ist nicht in einer billigen, oberflächlichen Sensation zu suchen. Denn diese Bücher sind ernst und tief wie ein uraltes nordisches Heldenlied. Der Grund liegt vielmehr darin, daß hier die inner-tiefsten Sehnsüchte und die ewigen Anliegen des Menschenherzens angesprochen werden, und zwar mit einer wahrhaft atemberaubenden Wirklichkeitsnähe und Überzeugungskraft. „Die gewöhnlichen unsicheren, haltlosen Menschen“ fühlen sich durch „die mystische Macht starker, ganzer, unergründlicher Menschen“ (II 25) über ihr kleines, enges Dasein emporgerissen. Was sie selber sein sollten und im Grunde auch sein möchten, wird ihnen an den Björndalern zum beglückenden Erlebnis. Während so viele an ihrem Geschick zerbrechen, treten da Männer auf, die den großen Prüfungen des Lebens gewachsen sind, die das Leben zu meistern wissen.

Natürlich fällt auch den Björndalern nichts kampflos in den Schoß; denn „das Leben ist hart, auch jetzt noch, hart und wild und ohne Gnade“ (II 257). Aber — und das ist das Packende an ihnen — sie kämpfen sich durch. Schon im Bereich der äußeren, irdischen Güter arbeiten sie sich mit unbeschreiblicher Zähigkeit und trotz größter Widerstände erfolgreich empor. Vor allem aber erstreiten sie durch manche Niederlagen hindurch einen großartigen Sieg auf dem Kampffeld des eigenen Innern, im Bereich jener Güter, die den Menschen erst eigentlich zum Menschen machen. Dabei geht es um „die anderen Wirklichkeiten, die im Tode wurzeln“, und um die „Kräfte in uns“, „die noch weiter als bis zum Tode reichen — bis zu Gott“ (II 186). Genauer gesagt, muß sich der Mensch an der einen großen Grundentscheidung zwischen „Selbstsucht und Gottesglaube“ (II 25) bewähren. So wird sein Ringen im Tiefsten ein Ringen mit Gott und um Gott, ein Ringen, in

dem das lebendige Herz immer mehr alle Selbstsucht vertilgt.

Im Licht dieses Leitgedankens betrachten wir im Folgenden Gulbrandsens Werk.

Zunächst gilt es, mit einigen Strichen den Rahmen des Gesamtgeschehens zu vergegenwärtigen.

Jenseits des „offenen Landes“ dehnt sich der Wald. „Dunkel und mächtig sang er sein altes Lied über Höhen und Hänge unendlich nach Norden fort“ (9). In seinem Schoß hatten die Björndaler, die der Sage nach königlichen Blutes waren, vor vielen Menschenaltern eine neue Gemarkung begründet. Sie sind ein kraftvolles Bauerngeschlecht, gesund bis ins Mark, harte, entschlossene Männer, die ernst und tüchtig alles anpacken, die sich schweigsam und tief über Leben und Tod ihre Gedanken machen. Der Reichtum ihres ausgeprägten Mannestums wird von dem Rauschen und Weben der gewaltigen Natur genährt, worin ihr Leben und Schaffen eingebettet ist.

Lange Zeit mußten sie in zähem Ringen „um Leben und Gut gegen Unwetter, wilde Tiere und Menschen“ (30) kämpfen. Allmählich aber sind Hof und Siedlung zu einer gesicherten Blüte herangereift. Diese Entwicklung war den Talbewohnern, besonders den Leuten von dem adligen Herrnsitz Borgland, ein Dorn im Auge; sie, „die in allem so viel größer und bedeutender waren als die Waldläufer oben in Björndal“ (8), schauten auf dieses „Pack“ voll Verachtung und Mißgunst herab.

Mit dem Beginn unserer Erzählung bricht eine neue Zeit an, welche diese bösen Gedanken rächt. Die Björndaler vergrößern Hof und Siedlung, ihre endlosen Wälder bekommen Wert, die Beziehungen zum Handelshaus Holder in der Stadt werden ausgebaut, Frauen aus der Stadt verleihen dem Waldhof ein ganz neues Ansehen. Zuerst hält des reichen Holder Tochter Therese als Frau des älteren Dag ihren Einzug; mit ihr kommt ihre Schwester Dortha, die in stiller Zurückgezogenheit ihre Jahre auf Björndal verbringt. Später heiratet der jüngere Dag Adelheid, die Tochter von Major Barre, die mütterlicherseits aus einer der ersten Familien des Landes stammt. Schließlich überflügelt Björndal sogar Borgland, bei dem seit Menschengedenken alle Macht lag; Borgland fällt den schlechten Zeiten

zum Opfer, und der ältere Dag bringt es in seine Hand.

Doch ist dieser äußere Aufstieg nicht die Hauptsache. Entscheidend ist vielmehr, daß die neue Zeit eine Umgestaltung des innern Menschen verlangt. „Die Pflicht ist nicht immer gleich, sie ändert sich, wie die Zeiten sich ändern“ (56). „Die Väter hatten die schwerste Arbeit bereits geleistet... die Pflichten im Diesseits waren nicht mehr so schwer, — da erschwerte der Herrgott sie eben im Jenseits“ (56). Gott fordert unerbittlich die Ausrottung der Selbstsucht, die sich bisher in den Björndalern noch so vielfältig mit ihrem Gottesglauben vermengt hatte. Damit eröffnet sich ein großartiger Läuterungsweg, der das eigentliche Geschehen in den Romanen darstellt.

Blicken wir zunächst auf einige Gestalten hin, die am Rand dieses Weges erscheinen. Sie beleuchten blitzartig die innere Entwicklung der Björndaler, insofern sie die Pole, zwischen denen alles schwingt, in scharfer Gegensätzlichkeit ausprägen.

Auf der einen Seite stehen Menschen, deren Gottesglaube verblaßt ist, so daß er nicht mehr die entscheidende Mitte ihres Daseins ausmacht. Sie lassen sich in trägem Genießen kraftlos treiben und richten sich durch ihre mehr oder minder schrankenlose Selbstsucht äußerlich und innerlich zu Grunde. Hierher gehören die Borglander Sippe, die jüngeren Vertreter des Hauses Holder und auch Major Barre. Erschütternd ist des letzteren Geständnis: „Alles im Leben habe ich kaputt gemacht — für alle, die mit mir in Berührung kamen — für meinen Vater, meine Mutter, für — meine Frau, für Adelheid und viele andere; und jetzt für euch hier und Jungfer Kruse“ (II 249 f.). Diese, der auf Björndal die Frauenarbeit unterstand, hatte er verführt; ihr totes Kind begrub Adelheid. Als ihm Vater Dag das vorhält, macht er einen Selbstmordversuch, an dessen Folgen er dann stirbt. Ganz zuletzt setzt sich unter Vater Dags und des Pfarrers Beistand sein guter Kern durch, und es kommt noch zu der großen Umkehr.

Auf der andern Seite stehen Menschen, deren Gottesglaube ganz selbstverständlich die große Kraft ihres Lebens bildet. Sie meistern mit einer erstaunlichen Opferkraft ihr Geschick; durch ihre warme Menschlichkeit und ihre reife Güte werden sie für sich selbst und andere zum Segen — äußerlich und innerlich. Das gilt von der klugen, tüchtigen Therese, die sich dem älteren Dag „in einer unendlichen Güte, deren er sich nicht wert fühlte“ (68 f.), schenkt. Sie beglückt ihn durch zwei Söhne, regiert gewaltig auf dem Hof, opfert sich für alle und wird zur Mutter der ganzen Siedlung. Auch als sie nach dreißig Jahren Ehe und jahrelangem Siechtum heimgeht, ist ihre Kraft noch nicht

erloschen; denn „gute Menschen sind stark; es kommt vor, daß sie umgehen mit Worten und Werken, vor allem aber mit ihren Herzen“ (138). Ähnliches gilt von der feinen, zarten Dortha. Eine Enttäuschung an einem Offizier aus der Borglander Sippe hatte ihr Leben zerstört, sie aber auch wundervoll reif und abgeklärt gemacht; wenn sie die Augen auf einen richtete, „schien alle Güte in ihnen gesammelt“ (68). Am Vorabend ihres Todes legt sie noch einmal ihr ganzes Herz in die gewichtige Mahnung: „Dag, die höchste Pflicht heißt Barmherzigkeit“ (119). — Das edle Wesen dieser beiden Frauen strahlt mächtig auf die Björndaler über.

Nun können wir tiefer die Gestalten würdigen, die auf dem Läuterungsweg selbst einherschreiten. Drei Generationen begegnen uns: Torgeir, der ältere Dag, und Dag, sein Sohn; dazu kommt Adelheid als Treuhänderin des errungenen Erbes. Torgeir zeigt die Sippe in ihrer bisherigen Verfassung, der ältere Dag vollzieht den gewaltigen Durchbruch, der jüngere Dag endlich erreicht die letzte Vollendung.

Torgeir ist „ein Mann Gottes“ wie alle seine Vorfahren; von jeher „hatten sie sich sämtlich zu Gott gehalten“ (52). Aber dieser Gottesglaube vermochte bisher noch nicht die wilde, unbändige Kraft der uralten, harten Sippe ganz zu läutern und zu veredeln. So ist auch Torgeir erst dann bereit, den Bären, der im offenen Land sein Unwesen treibt, zu erlegen, als er vernimmt, daß es einer „aus jener großen Familie war, die seinen Großvater und später seinen Vater gefällt hatte... Sie durften nicht ungerächt liegen, solange noch ein Bär aus dieser Familie lebte“ (54).

„Die Rachsucht hatte in den Björndalern tief Wurzel geschlagen“ (32). Zwar waren dabei auch gesunde und edle Triebe am Werke. Die natürliche Selbstbehauptung zwang sie, im harten Kampf ums Dasein gegen feindliche Gewalten zu streiten. Auch beseelte sie ein starkes Verantwortungsgefühl für das Wohlergehen ihrer Umgebung. Doch verquickte sich damit die Selbstsucht des menschlichen Herzens und erzeugte die Rachsucht. Sie ist jene Gestalt der Selbstsucht, von der sich die Björndaler bisher noch nicht zu befreien vermochten.

Mit diesem Erbe im Blut beginnt der ältere Dag seinen Weg, auf dem sich der Gottesglaube nach und nach in seiner ganzen Kraft und Tiefe durchsetzt.

Zunächst lebt die Rachsucht noch ungebrochen in ihm, und zwar wendet sie sich gegen die Talbewohner, deren niedrige Gesinnung sein und seines älteren Bruders Tore Ehrgefühl auf das tiefste verletzt. Bei einem Fest zahlt er ihnen ihre Bosheit

gründlich heim, indem er auf die Weise seiner Väter hart zuschlägt, wird aber dabei fast zum Mörder. Hiervon ganz erschüttert, erreicht er eine erste Läuterung. So hemmungslos durfte er sich von der triebhaften Rachsucht nicht mehr fortreißen lassen; „er mußte sich von nun an in Zucht nehmen . . . und Gott für die Rettung danken. Es war nicht sein Verdienst, daß es noch so gut abgelaufen war“ (35).

Doch seine Rachsucht verfeinert sich nur. Statt mit der Kraft des Armes will er die neidischen Talbewohner viel empfindlicher treffen, indem er den Wohlstand auf Björndal gewaltig mehrt. Da versinkt eines Winters Tore mit Weib und Kind in einem See. Dag sieht darin eine „Strafe des Herrgotts“ (47) und kommt schließlich zu dem entscheidenden Schritt: „ich soll Gott die Rache geben“ (55). Zwar wird es ihm unsäglich schwer, zu urteilen, seine Ahnen „hätten verkehrt gehandelt“; denn sie „standen ihm beinahe ebenso hoch wie der Herrgott“ (54). Aber nach hartem Ringen siegt die Stimme Gottes über die Stimme des Blutes, und er schlägt die älteste Streitaxt von Björndal in einen Tragbalken „als Grenzstein zwischen alter und neuer Zeit“ (58).

Seine Heirat und all das Neue helfen Dag, „dem Herrgott das Gelöbnis zu halten: die Rachsucht abzulegen“ (101). Aber „ein Starrsinn mit jahrhundertalter Macht“ (101) läßt sich nicht plötzlich ersticken. Auch bei Dag bricht er in verwandelter Gestalt wieder durch. Seine Frau und Dortha bringen große Reichtümer mit, und „der harte Weg des Geldes“ (102) nimmt ihn gefangen, volle dreißig Jahre lang. Darüber stirbt das Herz in ihm, selbst an seinen liebsten Menschen lebt er vorbei, und Gott wird ihm zum „Sonntagsgott, den man in seine Werktagsgedanken besser nicht hineinmengt“ (229). — Er ist einer verfeinerten Gestalt der Selbstsucht zum Opfer gefallen.

Wiederum rüttelt ihn der Herrgott auf, schon durch „Dorthas letzte Herzensworte“ (137) und entscheidend durch Thereses Tod. Der Mensch und das Herz in ihm werden erweckt. Diese Entwicklung wird durch das Kommen Adelheids gefördert, die ihn „an Jungfer Dorthas stille Güte und zugleich an Thereses starke Natur“ (203) gemahnt. Dag erlebt eine völlige Neugeburt, die ihn erst eigentlich über die Selbstsucht emporträgt. Milde und hilfreich begegnet er nun den Menschen. Als der Borglander hilfesuchend kommt, toben zwar zunächst noch einmal alle wilden Gelüste mit Urgewalt in ihm auf; dann aber fühlt er sich „plötzlich wieder vor Gottes Angesicht gestellt“ (229), und er versteht zum ersten Mal das Wort von der Feindesliebe. Und seinem Sohn gegenüber zwingt er die Herrschaft, die keinen Ebenbürtigen dulden möchte, und führt ihn mit Adelheid zusammen.

Mit den Jahren weicht alles Selbstsüchtige in Vater Dags Wesen immer mehr einer wundervoll reifen, abgeklärten Güte, die beglückend von ihm ausstrahlt. Doch hat er noch nicht das Ende seines Weges erreicht; dessen steilstes Stück liegt vielmehr noch vor ihm: es gilt, auch die verborgenste Form der Selbstsucht, nämlich die Selbstsucht gegenüber Gott, zu überwinden.

Bisher hatte der Herrgott auf Dags guten Willen mit sichtlichem Segen geantwortet. Jetzt aber bricht etwas über ihn herein, das ihn ins Mark trifft. Adelheids beide Buben sterben kurz hintereinander; der junge Dag stürzt in den Bergen ab und kommt knapp am Tod vorbei. Vater Dag muß fürchten, Adelheid werde überhaupt keine lebensstüchtigen Kinder zur Welt bringen; und beim jungen Dag sieht es anfangs fast so aus, als habe sein Kopf gelitten. Da bangt der Alte um die Zukunft seiner Sippe, die ihm doch das Höchste auf Erden ist. In dieser furchtbaren Not bäumt sich zuerst sein „eigenwilliger Trotz“ (II 132) auf: er schaut auf Hammarbö nach einem Mädchen. Dann aber versteht er, „daß es in des Herren Hand stünde, die Sippe auszulöschen oder am Leben zu lassen“; er mußte auch hierin „dem Herrgott vertrauen“ (II 132), sich und alles ihm überlassen. Man muß sich eben Gott beugen rein um Gottes willen, ohne Rücksicht auf das eigene Wohl oder irdischen Vorteil, man darf auch vor Gott nicht sich selbst suchen.

Was hier zu Tage tritt, erreicht erst im Folgenden seine grundsätzliche Schärfe. Dags Vertrauen wird nicht zuschanden: Adelheid schenkt zwei Knaben das Leben. Um ihre Taufe anzumelden, fährt er selber zum Pfarrer. Doch hat er dabei wieder Irdisches im Auge: „der Herrgott könnte ihm diesen Weg zugute halten und deshalb die Knaben groß werden lassen“ (II 154). In dieser Verfassung trifft ihn des Pfarrers Wort vom Ablass, „daß beim Herrgott keine Gabe zählt, deren Hintergedanke ist, sich seine Gnade damit zu erkaufen“ (II 152). Man darf also bei seinem Tun nicht einmal auf Himmlisches hinzielen — um sich „selbst an Land zu retten jenseits des Todes“, um sich „mit dem Herrgott zu befreunden“ (II 187) — geschweige denn auf Irdisches.

Indem nun Dag mit dieser neuen Erkenntnis Ernst zu machen sucht, stürzt er in die dunkelste Krise seines Lebens, „bis zur Verzweiflung“ (II 185). Denn er entdeckt: „wir sind einzig und allein auf uns selbst . . . bedacht, ob wir nun beten oder versuchen, Gutes zu tun. Alles ist Eigennutz“ (II 259). Wenn wir aber nicht von uns loskommen und deshalb alles vor Gott oder in der Ewigkeit nichts gilt, dann wird alles sinnlos. Dag ist es, als ob das „Dach, unter dem er lebte“, zerfallen wäre; seine „sichere Freude“ (II 187) ist dahin.

Monatelang dauert dieses schmerzliche Ringen

mit Gott und um Gott. Schließlich erkämpft er sich die Lösung: „Wenn unsere Kräfte über dieses Leben nicht hinausreichen, müssen wir sie eben hier im Leben gebrauchen“, indem wir auf Erden „unser Bestes tun“ (II 259). Dann werden wir vor Gott „Gnade finden“, der allein „uns für die Ewigkeit bereiten kann“ (II 259). Unser Bestes aber ist, „ein warmes Herz und guten Willen zeigen und hilfreich sein“ (II 260). — Damit ist die äußerste Grenze erreicht. Jedes selbstbewußte Pochen auf eigene Leistung ist ausgeräumt, da selbst unser Bestes angesichts der Ewigkeit kraft- und wertlos zu Boden sinkt. Wenn der Mensch trotzdem nicht verzweifelt, sondern alles einzig von Gott und seiner Gnade erwartet, so bedeutet das ein restloses Verlassen des eigenen Ich und die ebenso schrankenlose Übergabe an Gott oder den vollendeten Sieg des Gottesglaubens über die Selbstsucht.

Nun ist Vater Dag reif geworden, so reif, wie ein Mensch werden kann. Die ungeheure Kraft dieses mächtigen Mannes hat alle ungebändigte, triebhafte Wildheit überwunden; ohne auch nur im geringsten gebrochen oder verkümmert zu sein, ist sie bis ins letzte geläutert und verklärt, von Gottes Herrlichkeit durchstrahlt. In diesem Geist verbringt er den Rest seines Lebens. Diesen Geist, nicht seine gewaltigen Besitztümer, betrachtet er als sein eigentliches Erbe. Um es seinem Sohn persönlich zu übermitteln, sucht er ihn im Wald auf und holt sich dabei seine Todeskrankheit. So besiegelt er sein Erbe mit seinem Tod.

Im Sterben legt er sein Vermächtnis noch einmal in Adelheids Hände: Wir trachten nach „Freude in unserem Leben und Frieden zur Ewigkeit. Und dorthin führt nur ein einziger Weg: der Weg nach innen — ins Herz“ (II 282 f.), der Weg der Liebe. Nun folgt der ganz feierliche Schlußakkord dieses großen Lebens: „Er sagt es — Er, der das Recht dazu hat, Er, der bei uns ist, wenn alles in uns erlischt. Der Weg zum Sinn des Lebens führt ... hin zu — seinem einfachen Gebot. Es ist kein anderer Weg als Christus“ (II 283). Dag Björndals allerletztes Wort heißt Christus. Vorher finden wir diesen Namen nie in seinem Mund. Er ist gleichsam erst in seiner reifsten Vollendung imstande, diesen höchsten Namen ganz erfüllt auszusprechen als den Inbegriff und die Krönung von allem.

Die Entwicklung von Vater Dag hat die letzten treibenden Kräfte, das tiefste Grundgeschehen im Leben jedes Menschen sichtbar gemacht. Und zwar ist der innere Gang des seelischen Werdens zum Abschluß gekommen; weitere Stufen gibt es nicht. Wenn der jüngere Dag trotzdem noch über seinen Vater hinausschreitet, dann nur in dem Sinn, daß er das Erreichte vollendeter ausprägt.

Gewiß tritt bei dem Sohn das Ringen mit Gott

nicht so beherrschend hervor; doch ist er deshalb nicht weniger ständig zu Gott unterwegs. Denn nach des Vaters letzter Erkenntnis fällt für den Menschen der Weg zu Gott zusammen mit dem „Weg nach innen — ins Herz“. Gerade diesen Weg aber beschreitet der jüngere Dag in seinem Leben, und zwar schon in jungen Jahren, nicht erst in seinem Alter.

Allerdings weicht auch seine Veranlagung von vornherein beträchtlich von der seines Vaters ab. Einerseits dessen genaues Ebenbild, erscheint er anderseits „feiner und heiterer“ (II 112). In ihm ruht ungeschmälert die gewaltige Kraft seiner Sippe, aber gebändigt und veredelt durch das Erbe seiner Mutter und den stillen Einfluß von Tante Dortha. Die Rachsucht, die noch die Jugend des älteren Dag verdüstert hatte, ist ihm fremd; der herzlose Weg des Geldes kann ihn nicht fesseln; der harte Daseinskampf seiner Väter ist ihm als dem ersten völlig erspart. Zwar hat die schwere Arbeit auch seinem Äußern Ernst und Strenge eingezeichnet; dahinter aber wohnt ein „gutes Herz“ (II 310) und eine grenzenlose „Sehnsucht nach Innigkeit und Zärtlichkeit“ (II 108). — So mischt sich in ihm die Urwürsigkeit seiner Sippe mit einer neuen, feineren Form seines Innern. Dadurch fallen manche Schwierigkeiten weg, aber auch neue ergeben sich gerade daraus. Die Selbstsucht ist nicht tot, sie nimmt nur eine andere Gestalt an.

Die geschilderten Verhältnisse schützen zunächst den jungen Dag vor allen Belastungsproben auf Biegen oder Brechen; seine Not um Adelheid findet ja durch des Vaters Eingreifen ihre glückliche Lösung. Er lebt in der unbewußten Selbstsucht jugendlicher Unbekümmertheit dahin: „nie im Leben war ihm bisher etwas mißglückt“ (II 107). Als dann der Verlust der Kinder eine solche Belastungsprobe bringt, zeigt sich von einer andern Seite, wie er noch ganz an sich gefesselt ist; statt sich dem Herrgott zu beugen, folgt er dem uralten Starrsinn seiner Sippe und steigt auf den Totenberg, „um dem Herrgott und dem Tode zu trotzen — um ... alles loszuwerden“ (II 127).

Hieraus erwächst ihm die große Wandlung. Entscheidend dafür ist die Erfahrung des Todes, die zweifach über ihn kommt; zuerst scheint eine glückliche Heimkehr ausgeschlossen, und nachher beim Abstieg stürzt er sich wirklich beinahe zu Tod. Jetzt erkennt er, „daß er nur so darauf losgestürzt war, ... ohne an das Ende zu denken“ (II 140), „daß er immer seine eigenen Wege gegangen war, daß er immer nur an sich selbst gedacht hatte“ (II 114). In Zukunft wird er das Leben vom Tod her betrachten, als eine kurze Reise zur Ewigkeit; und er wird nicht immer nur an sich selbst denken.

In Dag ist das Herz erwacht, und er ringt darum, es in seinem Leben zur Entfaltung zu

bringen. Doch erlebt er dabei etwas Ähnliches wie sein Vater mit dem Ablass; die Menschenseelen „recken sich zum Himmel auf und fluten und fluten wie Gras in den Bächen, wie Seerosen in den Wellen, aber — auch die Seelen kommen nicht von der Stelle, sie sind da festgewachsen“ (II 139). Wie ferner schon sein Vater erkannte: „wir brauchen jede Stütze“ (II 260), so brauchte auch er „so dringend eine liebevolle Hilfe wie nur je ein Mensch“ (II 306). Solche Hilfe findet er nicht bei seinem Vater, dessen übermächtige Persönlichkeit ihn vielmehr nicht in die Verantwortung hineinwachsen läßt und so in den Schatten drängt. Er findet sie auch nicht bei Adelheid, die zwar immer wieder versucht, ihm näher zu kommen und sein Vertrauen zu gewinnen, die aber zu viel mit sich selbst zu tun hat und sich in ihrer „Vergrübeltheit und Lebensangst“ (II 312 f.) zu sehr an Vater Dag anklammert. Dag glaubt schließlich, Adelheid habe überhaupt nicht ihn geliebt, sondern immer nur seinen Vater. So gerät er in eine gewisse Verhärtung, die nach dem Tod seines Vaters ihren Höhepunkt erreicht, als er auf dem besten Weg ist, „sich in seinem Trotz zu verlieren, wie der Alte einst in seiner Habgier“ (II 308). Das „Erbe einer uralten, harten Sippe“ droht ihm mit „Haß und Rachsucht und Herzlosigkeit“ (II 310) zu vergiften.

Zugleich aber reift in den tieferen Schichten seiner Seele trotz allem sein „gutes Herz“ (II 310). Das Vermächtnis, das ihm der Vater im Wald übergibt, ist ihm eigentlich nichts Neues, sondern entspricht ganz dem, was er schon längst in sich trug. Dieses Tiefere setzt sich schließlich, besonders seit der Aussöhnung mit Adelheid, durch; es formt seine ganze Persönlichkeit: „sichere Kraft und ruhige Freude strahlten von ihm aus“ (II 316). Die beiden Hälften seines Wesens haben sich zusammengefunden; schon auf der Höhe seines Lebens erfüllt er „das Gebot des Lebens... ein Mensch mit lebendigem Herzen zu werden“ (II 339).

Nun ist es ihm unbegreiflicher denn je, „daß Menschen einander niedertrampeln mögen auf dem kurzen Wege durchs Leben — zum Tode“ (II 327). Das Erbe seines Vaters, daß „die Pflichten gegen den Herrgott anders und strenger“ geworden sind und „unter den Menschen auf Erden erfüllt werden sollten“ (II 328), setzt er in die Tat um: im letzten Herbst seines Lebens erläßt er den Bauern alle Zinsen und Abschlagszahlungen. Übertrifft er schon damit Vater Dag, so will er noch deutlicher „seine Anschauung vom Leben hervortreten“ (II 329) lassen. Nur Björndal und Borgland will er für seine beiden Söhne behalten, während er auf alle sonstigen Pfandbriefe (und zwar geht es dabei um große Werte) verzichten will. So ringt er die Habgier völlig nieder, so läßt er rückhaltlos das Herz sprechen, so vollendet er seinen „Weg nach innen

— ins Herz“. Was sich sein Vater erkämpft hatte, führt er zur letzten Verwirklichung.

Sein Sterben erscheint als Inbegriff und Krönung seines Lebens, wobei die innere Größe seines Herzens vor allen sichtbar aufleuchtet. Er setzt sein Leben ein, um ein Kind aus dem tobenden Fluß zu retten. „Einen Mann wie Dag darf man nicht beweinen. Er hat sein Leben für einen anderen gelassen — höher kann ein Mensch nicht kommen“ (II 334). Er läßt das Herz sprechen bis zum Opfer nicht nur seines Besitzes, sondern auch seines Lebens. Obgleich bei Dags Sterben der Name Christi nicht ausdrücklich aufklingt wie beim Heimgang seines Vaters, so ist doch dieser Tod eine Verwirklichung von Christi Gebot der Liebe, und zwar in jener heldenhaftesten Form, die sich in dem Wort verdichtet: „Eine größere Liebe hat niemand als der, der für seine Freunde sein Leben hingibt“ (Joh. 15, 13).

Nach ihres Mannes Tod tritt Adelheid das Erbe von Björndal an. Wie sie auf einem langen Weg dazu heranreift, können wir nicht im einzelnen verfolgen. Auch sie hat ihren Kampf mit der Selbstsucht auszufechten. Durch eine traurige Jugend kalt und verbittert geworden, hatte sie meist nur an sich selbst gedacht, als die Begegnung mit dem jungen Dag das Herz in ihr weckt. Wenn sie auch immer wieder in sich selbst zurückfällt, so wächst sie doch allmählich an dem lebendigen Herzen von Vater Dag und schließlich auch an dem Herzen ihres Mannes. Aber sie reift langsam. Noch in jenem letzten Herbst muß sie von ihrem Mann hören, sie solle „ein warmes Herz zeigen“, aber das ihre sei „erfroren“ (II 323). „In dieser Nacht ihres achtundvierzigsten Lebensjahres wurde ihr endlich klar, daß sie ein wirklich warmes Herz stets nur für sich selbst hatte, nie für andere“ (II 323). Nun gerät ihr Tiefstes in Bewegung; sie beginnt „nach und nach ihr Herz endlich zu öffnen und ihr Inneres an Dags Wärme auftauen zu lassen“ (II 325). So kommt sie Mutter Thereses großer Gestalt allmählich etwas näher.

Doch hat sie das Herz ihres Mannes noch nicht verstanden. Nach dessen Tod kommt zu ihr der Anwalt, um mit ihr wegen des Verzichtes auf die Pfandbriefe zu verhandeln. Er hatte nämlich die letzte Entscheidung hinausgezögert, weil er glaubte, daß durch den Verzicht Vater Dags Lebenswerk verloren ginge. Adelheid ist zunächst fast geneigt, alles zu behalten, um so das Erbe von Björndal zu wahren. Dann aber steigt Dags ernstes Antlitz vor ihr auf, und mehr von ihrer Tante getrieben als aus eigener Einsicht, ringt sie sich zu dem Verzicht durch. Nun erst hat sie das eigentliche Erbe von Björndal gewahrt. Denn dieses besteht nicht im Besitz, sondern im Geist des Weges nach innen — ins Herz.

Die alte Ane Hammarbö, die Trägerin der Überlieferung, hatte einst in ihrer Todesstunde von den Björndalern vorausgesagt: „Sie werden so hoch steigen, wie es Menschen möglich ist“ (104). Dieses Wort galt nicht so sehr vom äußeren als vielmehr vom inneren Aufstieg des Geschlechtes. Es fand seine Erfüllung in Vater Dag, Dag und Adelheid. Das Singen der Wälder und das Singen des Blutes ist in das Erbe von Björndal eingegangen. Diese herrlichen, kraftvollen Menschen finden dadurch ihre Vollendung, daß sie, von der Selbstsucht gereinigt, bis ins letzte erfaßt und durchdrungen werden von der Herrlichkeit Gottes.

Überblicken wir noch einmal vom Ende her das Ganze. Selbstsucht und Gottesglaube ringen im Menschen um die Vorherrschaft. Zwei Kristallisationspunkte bieten sich dar, von denen her sich unser Dasein aufbauen will, durch die der Mensch Sicherheit in sich selbst und Macht über die andern gewinnen soll: das eigene Ich und Gott. Der Kampf zwischen beiden tobt um so heftiger, weil wir anfänglich „innerlich verkehrt“ (II 282) sind und aufseiten unseres Ich stehen. Deshalb sitzt uns die Selbstsucht triebhaft im Blut und droht alle, auch unsere edelsten Kräfte zu vergiften. Wer ihr hemmungslos folgt, mag zwar eine gewisse Festigkeit gewinnen, zerstört aber am Ende sich selbst und alles. Hieraus erwächst jedem Menschen die Aufgabe, das triebhaft Selbstsüchtige in sich zu bändigen. Das vermag er einzig durch das Größte, das in ihm wohnt, durch seinen Gottesglauben, der sein wahres Ich nicht vernichtet, sondern aus der Verkehrtheit in die Ordnung zurückholt und so erst eigentlich aufbaut.

Der Gottesglaube wird ganz selbstverständlich als christlicher Gottesglaube genommen. Überhaupt bildet nicht der bloße Naturraum, sondern der christlich geheiligte Lebensraum den umfassenden Rahmen alles Geschehens. Die Kirche steht als entscheidende Lebensmacht im Dasein der Björndaler. Die innerliche Verkehrtheit, von der vorhin die Rede war, deutet auf die Erbsünde zurück, wodurch der Mensch aus der Gottesordnung herausgerissen und auf sich selbst zurückgeschleudert wurde. Wenn er dieser Verlorenheit rettungslos überantwortet bliebe, so „wäre das Leben der Tod“ (II 186); hiermit hängt jene Philosophie unserer Tage zusammen, die sagt, das Letzte sei der Tod und damit das Nichts. Tatsächlich aber haben wir „Kräfte in uns...“, die noch weiter als bis zum Tode reichen — bis zu Gott“ (II 186). Ja, „wir tragen etwas von unserem Herrgott in uns. Man könnte es sicherlich mit den drei Worten erfassen, die in der Heiligen Schrift stehen: mit Glaube, Liebe, Hoffnung“ (II 143 f.). Als letzte Lösung der tiefsten Lebensfragen erscheint schließlich der Name Christi: „es ist kein anderer Weg als Christus“

(II 283); Christus ist der Weg, der einzige Weg zu Gott und damit zum Sinn des Lebens. Zum Grundgesetz des Menschendaseins wird sein Gebot, das Gebot der Liebe; an unsern Mitmenschen sollen wir unser liebendes Herz verwirklichen und uns dadurch als seine Jünger bewähren, das heißt als solche, die mit ihm und in ihm ihren Weg zu Gott gehen.

Der im vorstehenden umrissene christliche Grundgehalt empfängt allerdings in seiner genaueren Ausgestaltung bei Gulbrandsen ein ausgesprochen reformatorisches Gepräge. Vor allem zeigen sich die Folgen der reformatorischen Erbsünde- und Erlösungslehre. Nach dieser Auffassung trennt die Erbsünde den Menschen völlig von Gott, bannt ihn in die Innerweltlichkeit und fesselt ihn an sein eigenes Ich. Die erlösende Gnade öffnet zwar wieder den Zugang zu Gott, heilt aber nicht die sonstigen Verkehrtheiten des Menschen, sondern bewirkt nur, daß sie ihm nicht als Sünde angerechnet werden. Dazu wird die Gnade dem Menschen als ganz freies Geschenk Gottes zuteil, das er in keiner Weise durch sein eigenes Tun „erkaufen“ kann. — Erst von hier aus verstehen wir das Ablassproblem von Vater Dag und die Lösung, die es findet. Wegen der Fesselung des erbsündigen Menschen an sein Ich bedeutet all sein Tun immer nur „Eigennutz“, kreist er rettungslos in sich selbst. Weil er zugleich der Innerweltlichkeit verfallen ist, reichen seine Kräfte nicht über dieses Leben hinaus. Daran ändert auch die Gnade nichts. Deshalb müssen wir eben hier auf Erden unser Bestes tun und unsere Ewigkeit Gottes frei schenkender Gnade überlassen.

Man wird sich des Eindrucks kaum erwehren können, daß der reformatorische Einschlag der sonst so naturgewachsenen Echtheit von Gulbrandsens Werk widerstreitet und etwas Gezwungenes, Unnatürliches hineinbringt. Gewiß kommt der Mensch nur äußerst schwer von sich los; gewiß verlangt sein Ringen um Gott den Einsatz seiner ganzen Kraft, auch einer so ungeheuren Kraft, wie sie den Björndalern eigen ist. Aber — nach dem reformatorischen Menschenbild kommt der Mensch während dieses Lebens im Grund überhaupt nicht von sich los; er muß sich darein ergeben, daß er hoffnungslos in sich gefangen ist, und kann nur für die Ewigkeit durch Gottes Gnade eine Befreiung aus diesem Kerker erwarten. Wenn also Vater Dag und sein Sohn die Selbstsucht gegenüber Gott zu überwinden trachten, ringen sie eigentlich um etwas Unmögliches. Daß sie dieser Unmöglichkeit Rechnung tragen und sich mit dem Gutsein gegenüber den Menschen bescheiden, ist schließlich die einzige Lösung ihrer tiefsten Not. Ist das wirklich eine Lösung? Fast könnte es scheinen, als ob letztlich das Ringen um Gott aufgegeben und an dessen Stelle das Ringen um das Herz treten würde. Tatsächlich bildet im Leben des jüngeren Dag das

Ringens um das Herz das eigentliche Thema, während vom Ringen um Gott kaum mehr die Rede ist. Infolgedessen scheint auch die Gottesliebe völlig in der Nächstenliebe aufzugehen, als ob kein Strahl der Liebe unmittelbar zu Gott emporgerichtet wäre. Droht damit nicht die Gefahr eines Absinkens in bloße Innerweltlichkeit?

Diese Unzuträglichkeiten rufen geradezu nach dem katholischen Bild vom christlichen Menschen. Danach hat die Erbsünde zwar die übernatürliche Gottverbundenheit vernichtet, die Gnade der Kindschaft geraubt; sie ließ aber die natürlichen Kräfte des Menschen so weit unversehrt, daß er sich noch zu seinem Schöpfer zu erheben vermag. Die in Christus wieder geschenkte Gnade gibt die übernatürliche Gottverbundenheit zurück und erhebt auch die natürlichen Kräfte des Menschen, so daß er mit diesen übernatürlich erhobenen Kräften über dieses Leben hinaus in die Ewigkeit hineinwirken kann.

Deshalb kann der Mensch durch sein gnadenhaft erhobenes Tun etwas von Gott erlangen, Irdisches und Himmlisches. Doch handelt es sich dabei niemals um ein eigentliches „Erkaufen“; auch bleibt in der letzten Wurzel alles ein freies Geschenk göttlicher Gnade, weil Gott in frei schenkender Liebe

unser Tun erst einmal gnadenhaft erheben muß, bevor wir überhaupt etwas erwerben können. Deshalb erwartet der Katholik nicht weniger alles einzig von Gott und seiner Gnade, ohne die er verzweifeln müßte, ohne die all sein Tun völlig wertlos wäre. Da er aber den ersten Anfang seiner Begnadung niemals verdienen kann, muß auch er sein Ich restlos verlassen, um sich schrankenlos Gott zu übergeben.

Obleich der Christ durch sein gnadenhaft erhobenes Tun immer etwas bei Gott erwirbt, so braucht das doch nicht den Beweggrund seines Handelns zu bilden. Vielmehr geht das Ringen der christlichen Vollendung gerade darum, von der Liebe des Begehrens zur Liebe des Wohlwollens, von der selbstgebundenen zur selbstfreien Gottesliebe emporzustreben. Daß das möglich ist, zeigen immer wieder die großen Vollendeten, die Heiligen.

So erst gewinnt das Liebesgebot Christi seinen eindeutigen Sinn. Die Liebe zu den Mitmenschen ist Verwirklichung und Bewährung unserer Liebe zu Gott. Der Strahl der Liebe, der den Nächsten trifft, lebt von dem, der sich Gott zuwendet. So allein gibt es nicht nur ein Ringen um das Herz, sondern ein echtes Ringen um Gott.

DIE LITURGISCHEN SPRACHEN DER KATHOLISCHEN KIRCHE

Von Wilhelm de Vries S. J.

Nicht selten wird es wie eine Selbstverständlichkeit hingestellt, daß die Sprache des Kultus in der katholischen Kirche das Latein sei. Man vergißt dabei für einen Augenblick, daß es doch auch katholische Orientalen gibt, man setzt katholische Kirche und lateinische Kirche stillschweigend einfachhin gleich. Daß irgendwo ein paar mit Rom unierte Orientalen sich finden, denen man ihren Ritus und ihre Sprache läßt, weiß man vielleicht nur am Rand des Bewußtseins. Aber sie bedeuten doch eigentlich nichts. Und wer weiß, ob sie nicht in absehbarer Zeit doch auch alle die eine Liturgie und die eine Sprache der katholischen Kirche annehmen werden? So ist zumeist die Auffassung des lateinischen Durchschnittskatholiken.

Und doch muß die wahre katholische Kirche West und Ost gleichberechtigt mit allem, was zu ihrer Eigenart gehört, unter dem einen Haupt, dem Nachfolger Petri, geeint umschließen. Die katholische Kirche ist nicht lateinisch und nicht griechisch und nicht slawisch und nicht syrisch, sie ist eben katholisch. Das Latein ist nicht die Sprache der katholischen Kirche, ebensowenig, wie es das Griechische oder das Slawische oder das Syrische ist. Diese Sprachen und noch manche mehr stehen in der katholischen Kirche völlig gleichberechtigt nebeneinander. Die Anerkennung der orientalischen

Liturgien und ihrer Sprachen ist nicht bloß ein aus Opportunitätsrücksichten widerwillig gemachtes Zugeständnis, sondern entspringt tiefer Ehrfurcht vor dem Eigenrecht und der Eigenart des Orients. Rom die Absicht unterschieben, daß es die Orientalen im Grunde doch so bald als tunlich verlateinern wolle, heißt nichts anderes, als den Heiligen Stuhl der Unehrlichkeit und Heuchelei beschuldigen. In der Tat ist es Rom, das in den unierten orientalischen Kirchen auf Reinerhaltung des Ritus drängt und das sich der Latinisierung widersetzt.

Wir fragen zunächst: Welche Sprachen sind in der Liturgie der Kirche heute im Westen und im Osten mit Gutheißung der Kirche im Gebrauch? Und dann: Wie ist diese Vielgestaltigkeit der liturgischen Sprachen geworden; welche Kräfte und Strebungen haben die Entwicklung beherrscht? Hier müssen wir natürlich auch auf die nichtunierten orientalischen Kirchen eingehen. Wir beschränken uns in unsern Ausführungen auf die Sprachen der heiligen Messe.

In der westlichen Kirche ist heute fast ausnahmslos das Latein die Sprache der heiligen Messe. Nur in Dalmatien und an der kroatischen Küste wird in einer Reihe von Gemeinden die heilige Messe in Altslawisch gelesen. Bei den Kroaten und Slowenen wird im feierlichen Hochamt das Evan-